

Gerald Bisinger

ZUSTÄNDE AKTUELLER LYRIK

13., 15. und 18. 12. 1967

In einer Besprechung über Ernst Jandls Buch „Laut und Luise“¹ schreibt Peter O. Chotjewitz (in Heft 18/ Oktober 1967 der österreichischen Literaturzeitschrift „Literatur und Kritik“): „Nun haben wir nicht mehr das Problem des Verhältnisses zwischen Literatur und Gesellschaft und wir haben keine literarischen Probleme mehr. Das heißt, wir haben keine Literatur mehr, und das ist ein herrliches Gefühl. Denn uns gibt es ja immer noch, wir sind noch da und wir haben immer bessere Einfälle und wir machen immer bessere Sachen.“

„Wir haben keine Literatur mehr“, das heißt: wir wollen keine *Literatur* mehr haben, wir wollen keine *Kunst* mehr haben, wir wollen keine angestaubten, abzustaubenden Gipsfiguren mehr haben, oder – mit Ernst Jandl zu sprechen – wir wollen sie nicht mehr haben:

„hohe Gegenstände
werte Gegenstände
geehrte Gegenstände
verehrte Gegenstände
erlauchte Gegenstände
sehr geehrte Gegenstände
hochzuverehrende Gegenstände“

und so weiter, und so weiter: sie alle wollen wir nicht mehr haben: um funktionieren zu können.

„Wir gewinnen das lange Zeit verloren gewesene Prinzip der Utopie jeder schöpferischen Handlung zurück“, schreibt Chotjewitz in der gleichen Besprechung.

Die schöpferische Aktion wird durch den instituierten *Kunst*apparat sofort deformiert, wird annulliert, wird zu einer Scheinaktion. Ein Gedicht zum Beispiel, das als *Kunst* konzipiert wird, kann bloß die unpoetische Funktion haben, Studenten der Literaturwissenschaft zu sekkieren.

Wir können heute ausrufen: Keine *Kunst*!

Wir können heute nachweisen: Gedichte funktionieren!

Das Mißtrauen gegen die *Kunst*, gegen die *Literatur* ist intensiviert, ist weltweit. Der erlesene Kreis von Eingeweihten, der elitäre, sagen wir: Gedichte – weiß von Lyrik die Rede sein soll – konsumierende Kreis muß aufgebrochen werden: so oder so und so und so.

Im Nachwort-Essay zu der Dokumentation der im Winter 1966/67 in der Akademie der Künste zu Berlin stattgehabten Veranstaltungsreihe „Ein Gedicht und sein Autor. Lyrik und Essay“, an der 21 Lyriker aus 11 Staaten, einschließlich der USA und der UdSSR, teilnahmen, zieht Walter Höllerer das Fazit: „Es liegt ihm“ – und das ist eben der Autor von Lyrik heute – „daran, an Gegenwärtiges ohne gestrige Vorbehalte heranzukommen.“²

Gestrigte Vorbehalte: in schärfster Konsequenz sind das alle Ordnungssysteme, alle durchaus auch erforderlichen Ordnungssysteme, deren Vorläufigkeit dennoch bewußt bleiben muß. Ordnungssysteme – sie werden durch schöpferische Aktionen in Frage gestellt, verändert, umgekrempelt – Galilei, Kopernikus, Einstein. (Warum sollten immer nur Gedichteschreiber genannt werden?!)

Jeder Autor von Lyrik, der an Gegenwärtiges herankommt, der in seinen Gedichten und durch sie bisher Unbekanntes ins Bewußtsein bringt, wirkt der Verfestigung von Systemen, wirkt deren Leerlauf entgegen: er schreibt zwangsläufig funktionierende Gedichte.

Kunst, Literatur – diese Begriffe sind für viele Autoren Signale der Verfestigung.

Friederike Mayröcker benennt ihren Band poetischer Texte nach einem Zyklus, den sie an den Anfang stellt: „Tod durch Musen“.³ Sie setzt sich ausdrücklich ab von den Stukkaturen und goldenen Büsten des 19. Jahrhunderts, die für Wiener Kunstvorstellungen immer noch relevant sind.

Der polnische Lyriker Tadeusz Rozewicz formuliert: „Die Überzeugung davon, daß das frühere ‚ästhetische Erlebnis‘ tot ist, ist die ständige Plattform meiner literarischen Praxis. Das Sprechen ‚direkt‘ sollte zur Quelle hinführen, zur Wiedergewinnung des banalen Glaubens, der banalen Hoffnung, der banalen Liebe.“²

Rozewicz steht nach einem totalen Krieg am Anfang, steht vor Leichen, vor Schutt und Ruinen, ist konfrontiert mit dem Fiasko aller Traditionen; dies prägt seine poetologische Haltung. Er sagt: „Meine Gedichte betrachte ich mit großem Mißtrauen. Ich habe sie aus dem Rest der übriggebliebenen, geretteten Worte gefügt, aus uninteressanten Worten, aus Worten vom großen Müllhaufen, vom großen Friedhof. Ich bildete mir ein, ich sei der erste Mensch, der sagt ‚Guten Tag‘, ‚Wasser‘, ‚Die Sonne geht auf‘... Ich schuf Poesie für Entsetzte. Für dem Gemetzel Preisgegebene. Für Überlebende. Wir lernten das Sprechen von vorn. Sie und ich.“⁴

Rozewicz weist jedes Etablissement *künstlerischer* Eitelkeit ab: „Mir schwebt eine Lyrik ohne Eigenschaften vor. Eine Lyrik, die wieder anonym, wieder ‚Die Stimme des Anonymus‘ wäre“. Und polemisch formuliert er: „Das, was den ‚Neuerern‘ aller Schattierungen als das Fegefeuer, ja die Hölle erscheint, die Anonymität, der Mangel an schöpferischer Persönlichkeit, das Fehlen jeder Erkennungsmarke – ist meine Reinigung.“²

Robert Creeley, einer der wichtigsten neuen Lyriker der USA, steht – ohne solch krassen Vorbedingungen wie Rozewicz ausgesetzt gewesen zu sein – ebenfalls essentiell am Anfang, ist der *Literatur* gegenüber skeptisch. Das Interesse an der Sache verdrängt das Interesse an der *Literatur*; allerdings ist ihm auch die Sprache als Sache bewußt, ihm, der schon früh wissen wollte, was die Leute sagten, und genauer, was sie damit *meinten*. Creeley berichtet von seinen Anfängen als Schreibender:

„Um davon zu sprechen, wie es war, daß ich zur Dichtung kam: zu Beginn war ich viel mehr interessiert am Schreiben als solchem als an seinen verschiedenen

Arten, und vielleicht bin ich in dieser Hinsicht typisch amerikanisch. Zunächst einmal scheute ich vor dem Wort ‚Dichter‘ zurück und allen seinen Assoziationen, die es in der Welt hatte, in der ich mich damals bewegte. Es bedeutete Verschwommenheit und Romantik und häufig eine fragwürdige Sexualität. Kurz, es war keine passende Beschäftigung für einen jungen Mann, der im Neu-England-Stil groß geworden war, und dessen Begriffe von Sprache und Sensibilität puritanisch depraviert waren. Das Leben war wirklich und das Leben war ernst, und damit hatte man genug zu tun. Doch die Eindringlichkeit, mit der ‚Wörter‘ mich gefangen nahmen, begann früh, einfach, weil ich so gern wissen wollte, was die Leute sagten, und genauer, was sie damit *meinten*.“²

Rozewicz äußerte: „Das Sprechen ‚direkt‘“ sollte zur Wiedergewinnung einer bewohnbaren Welt führen. Vor einem ganz anderen Hintergrund setzt sich Charles Olson, der schon heute als der große alte Mann der neuen amerikanischen Dichtung angesehen wird, für das direkte Sprechen ein. Und auch er steht gegen das traditionell *Literarische*. In seinem „Brief an Elaine Feinstein“ nennt er es einen „Vorzug des Sprechrhythmus ... daß er illiterat ist: das Nicht-Literarische ganz im Sinne Dantes, der von der Volkssprache spricht, die der Grammatik überlegen sei – daß gesprochene Sprache als Kommunikator vor dem Individuum da ist, und daß man sie mitkriegt sobald als und mit der Muttermilch ... er sagte Ammenbrust. Mit anderen Worten, Sprechrhythmus, nur wie ihn jeder von uns hat, wenn wir ausgehen von dem Kraftstrom, wie er uns eingeblasen wurde und wie wir ihn selber blasen, welch letzteres wir bis zur Stunde so sehr zurechtgemacht haben – wenn wir uns aus dieser ‚allgemeinen‘, nicht grammatischen Quelle nähren.“²

Der Übersetzer Klaus Reichert bezeichnet eine wichtige Verbindungslinie zwischen dem direkten Sprechen eines Creeley, eines Olson und der europäischen konkreten Dichtung. Er schreibt im Nachwort zu der zweisprachigen Ausgabe der Creeley-Gedichte⁵: „Vom Herzen, zum Beispiel, ist oft die Rede: es hat physische Dimension, keine metaphysische, die wir Europäer automatisch mitdenken. Unsere Literaturen sind ein Bezugssystem aus relativ fixen Symbolen; unsere Wörter haben – Literaturgeschichte. Die Amerikaner hingegen wollen in den Wörtern lediglich das Zeichen sehen, solches, das Relevanz und Bezug nicht ein für allemal erschöpft hat, sondern sie, von Kontext zu Kontext, ständig erneuert.“ Und er setzt in Klammern hinzu: „Das, was bei uns die Konkreten tun, wäre in der Intention vergleichbar.“

Ganz in diesem Sinne, Reichert also bestätigend, äußert sich Helmut Heißenbüttel, wenn er spricht vom „Zeigen mit Hilfe von Sprache. Nicht mit Hilfe von sprachlich angenommenen Bildern.“² Solche Bilder müssen sich stets auf ein traditionell verfestigtes Bezugssystem von Bedeutungen berufen, wie es Klaus Reichert der konventionellen europäischen Literatur voraussetzt.

Gedichte, die als *Kunst* konzipiert werden, können nur zur Sekkatur von Studenten und Schülern dienen.

Sie folgen Regeln, die von dem abgeleitet werden, was bisher als *Kunst* galt. Sie verfestigen gestrige Vorbehalte, laufen leer. Das funktionierende Gedicht, das bisher Unbekanntes ins Bewußtsein bringt, kann sich selbst nicht als *Kunst* verstehen.

Walter Höllerer hat 1965 mit seinen „Thesen zum langen Gedicht“⁸ eine Sorte funktionierender Gedichte besonders akzentuiert.

„Die erzwungene Preziosität und Chinoiserie des kurzen Gedichts!“ heißt es da polemisch zugespitzt; die Stoßrichtung aber verläuft: gegen *Kunst*. „Im langen Gedicht will nicht jedes Wort besonders beladen sein. Flache Passagen sind nicht schlechte Passagen, wohl aber sind ausgedrechselte Stellen, die sich gegenwärtig mehr und mehr ins kurze Gedicht eingedrängt haben, ärmliche Stellen.“

Und hier ein zentraler Satz aus diesen Thesen: „Wer ein langes Gedicht schreibt, schafft sich die Perspektive, die Welt freizügiger zu sehen, opponiert gegen vorhandene Festgelegtheit und Kurzatmigkeit.“

Freizügigkeit ist ein Stichwort: Offenheit dem Unbekannten gegenüber, es ansaugen wollen und aufnehmen; ein Verweis auf den „offenen Vers“⁷ Olsons, die Forderung eines offenen Gedichtes.

In lange Gedichte spricht der Autor öffentlich hinein, hält sich nicht an den schriftlich fixierten Text: Ich habe es von Olson erlebt in der Akademie der Künste zu Berlin, ich habe es anhand einer Tonbandaufnahme von der Ferlinghetti-Lesung in Royal Albert Hall, London,⁸ nachgeprüft, ich habe es erlebt von Michael Horovitz in Berlin.

„Das lange Gedicht“, heißt es irgendwo zu Anfang der „Thesen“, „ist im gegenwärtigen Moment, schon seiner Form nach politisch; denn es zeigt eine Gegenbewegung gegen Einengung in abgegrenzte Kästchen und Gebiete.“ Das lange Gedicht ist also seiner Form nach jedenfalls politisch, es ist oft ausdrücklich politisch, etwa bei Lawrence Ferlinghetti oder Gregory Corso, es ist so gut wie immer nur der Form nach politisch bei Friederike Mayröcker, deren ausfasernde Textflächen voller verbaler Tagträume radikal opponieren gegen Einschnürung und Einengung (nicht zuletzt auch durch den mitteleuropäischen *Kunst-* und *Literatur-*Betrieb; die intensive Reflexion aufs einengend Traditionelle bleibt ein europäisches Spezifikum).

Und der letzte Satz der Thesen: „Das lange Gedicht als Vorbedingung für kurze Gedichte“, kann auch als Hinweis verstanden werden auf künftige kurze, ausdrücklich politische Gedichte, wie sie etwa Erich Fried 1966 in dem Band „und Vietnam und“⁹ veröffentlicht hat.

Mit funktionierenden Gedichten kann man Umgang haben, und „Umgangspoesie“ ist funktionierende Poesie. Peter Rühmkorf spricht von „Umgangspoesie“¹⁰ und meint damit untergründige Kinderverse, Schlagerparodien, die die Verlogenheit des Originals entlarven, seinerzeit lebensgefährliche politische Witzverse. Diesen anonymen funktionierenden Gedichten stehen funktionierende Gedichte zur Seite, deren Autoren von denen nicht mehr genannt werden können, die mit diesen Gedichten leben, für die sie eine existentielle Selbstverständlichkeit sind.

Robert Creeley notiert: „Ein Gedicht ist ein Sonderfall der Verwendungszwecke der Sprache und geht weit über den, der es schreibt, hinaus – bis zur Anonymität eines Liedes am Ende. In dieser Hinsicht könnte es sein, daß der Dichter auf die endgültige Auslöschung seiner selbst hinarbeitet, genau dies zum Lied macht – endlich frei von seiner eigenen Zeit, seinem Ort.“⁵

Das anonyme Lied – hat es nicht H. C. Artmann mit einigen seiner Wiener Dialektgedichte¹¹ erreicht? Haben sich nicht einige emanzipiert von ihrem Autor? Und sind sie nicht längst frei von den privaten Augenblicken seiner Zeit und haben ihn befreit von den privaten Orten seiner komplizierten Persönlichkeit?

Gedichte, die funktionieren, sind Gedichte, die sich von ihrem Autor befreien können, von seinem Namen, sind Gedichte, die ihren Autor befreien können von seinen privaten, weltbewegenden Problemen, sind Gedichte, die funktionieren: keine *Kunst*.

Anmerkungen

- 1 Jandl, Ernst, *Laut und Luise*. Gedichte, (Olten 1966).
- 2 Siehe: Höllerer, Walter (Hrsg.), *Ein Gedicht und sein Autor*. Lyrik und Essay. Mit einer Einleitung von Walter Höllerer, (Berlin 1967).
- 3 Mayröcker, Friederike, *Tod durch Museen*. Poetische Texte, (Reinbek 1966).
- 4 Siehe: Rozewicz, Tadeusz, *Formen der Unruhe*. Gedichte. Hrsg. und übertragen von Karl Dedecius, (München 1965).
- 5 Creeley, Robert, *Gedichte*, (Frankfurt 1967).
- 6 In: *Akzente*, Heft 2/65, (München 1965).
- 7 Siehe: Olson, Charles, *Gedichte*, (Frankfurt 1965).
- 8 Siehe auch: *Wholly Communion. International Poetry Reading at the Royal Albert Hall*, London June 11th 1965, (London 1965).
- 9 Fried, Erich, *und Vietnam und*. Einundvierzig Gedichte, (Berlin 1966).
- 10 Siehe: Rümke, Peter, *Über das Volksvermögen*. Exkurse in den literarischen Untergrund, (Reinbek 1967).
- 11 Artmann, Hans Carl, *med ana schwaozzn dinto*. gedichtar aus bradnsee, (Salzburg 1958).
Schallplatte: *Schwarze Lieder*. Text von H. C. Artmann und von Gerhard Rühm. Musik von Ernst Kőlz. Gesungen von Helmut Qualtinger. Preiser Records, (Wien 1966).

Herbst 1967

Einzelvorträge

- Mittwoch, 18. Oktober, 18.30 Uhr:
Univ. Prof. Dr. Friedrich Schaller
Bau und Funktionsprinzipien der Sinnesorgane und Sinnesleistungen der Tiere
Mit Lichtbildern
- Donnerstag, 19. Oktober, 19.30 Uhr:
Dr. Werner Mann
Die Stellung der Psychologie in der Gesellschaft
- Montag, 30. Oktober, 18.30 Uhr:
Univ. Prof. Dr. Eugen Thurnher (Innsbruck)
Sinn und Form des barocken Romans
- Donnerstag, 9. November, 18.30 Uhr:
Univ. Ass. Dr. Robert Trappl
Mathematische Psychologie
- Mittwoch, 15. November, 18.30 Uhr:
Dr. Herwig Knaus
Die soziale Stellung des Musikers in Österreich im 17. Jahrhundert
- Donnerstag, 16. November, 18.30 Uhr:
Dr. Maria Herok
Zur Psychologie der berufstätigen Frau
- Mittwoch, 22. November, 18.30 Uhr:
o. Hochschulprof. DDR, Richard Kerschagl
Stehen wir vor einer Götterdämmerung des Goldes?
- Donnerstag, 23. November, 18.30 Uhr:
Oberarzt Dr. Helmut Denck
Die Problematik der modernen Gefäßchirurgie
- Mittwoch, 29. November, 18.30 Uhr:
Dr. Wilhelm Mrazek
Die Wiener Werkstätte
Modernes Kunsthandwerk 1903-1933
Mit Lichtbildern
- Donnerstag, 30. November, 18.30 Uhr:
Hochschulprof. Dr. Helmut Florian (Graz)
Rechenmaschine oder Elektronengehirn?
Aufbau und Einsatz elektronischer Rechenmaschinen
- Donnerstag, 14. Dezember, 18.30 Uhr:
Rudolf Strübl
Der Behinderte – vollwertige Arbeitskraft oder Rentner?
Berufsmöglichkeiten für Behinderte

Arbeitskreise für höhere Selbstbildung

1. Mathematik und Sozialwissenschaft

Dipl. Ing. Günter Rehak

Dienstag, 10. Oktober, 18.30 Uhr:

Die formale Beschreibung der Erscheinungen des sozialen Lebens

Dienstag, 17. Oktober, 18.30 Uhr:

Mengenlehre

Dienstag, 24. Oktober, 18.30 Uhr:

Graphentheorie

2. Recht im modernen Wirtschafts- und Sozialgefüge

DDDDr. Robert Rimpel

Montag, 23. Oktober, 18.30 Uhr:

Gewandelte Gesellschaft – rechtliches Neuland

Montag, 6. November, 18.30 Uhr:

Große Rechtsreformen – Möglichkeiten und Grenzen

Montag, 20. November, 18.30 Uhr:

Wissenschaft im Dienste des Sozialen

Montag, 4. Dezember, 18.30 Uhr:

Bedrohung des Menschen durch die Umwelt – heute und morgen

3. Zustände aktueller Lyrik

Gerald Bisinger

Mittwoch, 13. Dezember, 18.30 Uhr:

Skizze zur internationalen Lage

Freitag, 15. Dezember, 18.30 Uhr:

Österreichische Ergebnisse und Impulse

Montag, 18. Dezember, 18.30 Uhr:

Lyrik im deutschen Sprachraum, einschließlich der DDR